

Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 36 (1979)
Heft: 6

Artikel: In den Urwäldern des Amazonas [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-552422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wenn eine Hilfeleistung zu spät kam. Unser Können ist im Hinblick auf die heutige Notlage ohnedies eingeschränkt, weshalb wir uns mit dem begnügen müssen, was uns mit Fleiss und gutem Wil-

len überhaupt gelingt, muss doch jeder von sich aus bestimmen, ob er gesunder Einsicht den Platz einräumen will, oder ob es ihm nichts ausmacht, wenn er mit seiner Einsicht zu spät kommt.

In den Urwäldern des Amazonas

(Fortsetzung)

Im Dezember 1958 plante ich eine grössere Expedition zu den Jivaros-Indianern. Da diese am oberen Marañon wohnen, konnte ich annehmen, dass sie durch die Zivilisation noch nicht verdorben worden waren. Als vertrauten Reisegefährten wählte ich mir einen Schweizer aus, den ich bei seinem vorübergehenden Ferienaufenthalt in seiner Heimat, dem Engadin, kennengelernt hatte. Er war zuvor schon 16 Jahre in Peru tätig gewesen und kehrte wieder dorthin zurück. Wohl hatte er allerlei Bedenken zu erwägen, sagte dann aber schliesslich doch zu. Zwar hatte uns der damalige Schweizer Gesandte Dr. Berger dringend abgeraten, jene Gegend aufzusuchen, da die Jivaros noch Kannibalen seien. Statt freundlich empfangen zu werden, würde man uns viel eher am Spiess braten, ohne dass er sich für uns irgendwie einsetzen könnte. Er wies darauf hin, dass wir gut 2000 km von unserer Farm, also von jeglicher Zivilisation entfernt seien, so dass er keine Möglichkeit habe, uns zu suchen, sollten wir nicht mehr zurückkehren. Da er die Reise keineswegs empfehlen konnte, schüttelte er jegliche Verantwortung von sich ab. Als er sah, dass er trotz seiner väterlichen Fürsorge nichts auszurichten vermochte, gab er uns noch einige gute Ratsschläge mit auf den Weg. Wir nahmen daher genügend Schachteln von Zündhölzern mit, denn da sich diese Indianer noch auf primitive Weise ihr Feuer beschaffen mussten, waren ihnen unsere Zündhölzer sehr willkommen. Wir konnten daher unseren Aufenthalt damit bezahlen, denn der Empfang von Geld sagte ihnen damals noch nichts.

Wir mieteten uns nun einen Boothilfmotor und kauften ein Fässchen Benzin.

Ebenso sorgten wir für ein Moskitonetz. Film- und Photoartikel verschlossen wir luftdicht in Plastikbeuteln. Vorsorglich nahmen wir auch unsere Naturmittel mit uns, und mit all diesem Gepäck flogen wir dann über Tarapoto nach Yurimagua. Hier nun mieteten wir uns einen Einbaum von etwa 8 Meter Länge. In der Mitte dieses Boots flochten die Indios für mich ein Dach aus Palmblättern, so, wie sie ihre Hüttendächer zu flechten gewohnt waren. Unser Material mit dem Fass Benzin luden sie ein und am Heck montierten sie den Motor. Nun begann unsere Reise flussaufwärts, bis wir den Marañon erreichten. Zwei angeheuerte Indianer standen uns mit Rat und Tat bei. Ueber Nacht hatten wir uns in einer Siedlung aufzuhalten, weshalb einer der Indios jeweils deren Häuptling oder Vorsteher aufsuchte mit der Meldung, dass ein weisser Brucho, also ein Naturdokter, mit seinem Begleiter Unterkunft suche, beide seien ohne Waffen und würden wieder weiterreisen. Das war massgebend, denn jeder Häuptling nahm uns auf. Wir konnten in deren Hütten schlafen, bekamen bei ihnen zu essen und waren nach meinem Empfinden viel weniger gefährdet als in Chicago oder einer anderen Grossstadt.

Selbst wenn wir auf den breiten Flüssen dem Ufer entlang fuhren, konnten wir nicht so viel Interessantes sehen, wie dies oft auf den kleinen Nebenarmen der Fall war, weshalb wir oft in diese einbogen. Manchmal erweiterten sie sich zu kleinen Seen, manchmal aber gingen sie auch nicht mehr weiter, sondern endeten in einer Lagune, weshalb wir wieder umkehren mussten. Während der grössten Hitze des Tages und während der bekannten Tro-

penregen, die an einen Wasserfall erinnerten, verbargen wir uns unter einem der Baumriesen oder verzogen uns in eine Indianerhütte, deren Dächer aus Palmblättern so kunstvoll geflochten waren, dass selbst bei einem sintflutartigen Regen kein Tropfen durchsickerte. Als ich erstmals einen solchen Regen miterlebte, begriff ich, warum die Indianerhütten wie Pfahlbauten ungefähr 1,20 m über dem Boden erstellt waren, denn ein solcher Regen verwandelte den Waldboden eher in einen Sumpf als in ein leicht begebares Erdreich. Alles liess sich durch Beobachtung und Erfahrung erleben und begreifen. Einmal überraschte uns ein solch flutartiger Regen, als wir uns in der Mitte des Flusses befanden. Wir stellten den Motor ab und liessen das Boot treiben, wussten wir doch nicht mehr, in welcher Himmelsrichtung wir fuhren. Damit sich der Einbaum nicht gänzlich mit Wasser füllte, so dass unser Material darin herumschwimmen konnte, mussten wir mit Schöpfeimern schwer arbeiten, um das Boot entleeren zu können. – So schnell, wie sich ein solcher Tropenregen einstellt, so plötzlich ist er auch wieder vorüber, und die Sonnenwärme trocknet alles wieder. Im Urwald äussert sich alles aussergewöhnlich heftig, ganz anders als in unserer gemässigten Zone, und man weiss nie, welchen Ueberraschungen man ausgesetzt ist. Es gibt auch keine Dämmerung. Aus diesem Grunde muss man sich beeilen, dass man in einer Hütte Unterkunft finden kann, sobald die Sonne als grosse Feuerkugel am Horizont zu verschwinden beginnt, denn einige Minuten später kann es schon stockdunkel sein, so dass man den Weg zur Hütte ohne Mondlicht schwer finden wird. Der Aufenthalt im Freien ist nach Sonnenuntergang ohnedies gefährlich, denn dann wird es auf dem Boden ganz besonders lebendig. Die gesamte Tierwelt geht bei der Dunkelheit auf die Jagd. Tagsüber ist es im Urwald viel ruhiger als während der Nacht, es sei denn, die Papageien lärmen mit ihren kreischenden Stimmen allzu sehr. Nachts aber muss man sich an die

klagenden Schreie verfolgter Tiere gewöhnen, denn die beängstigenden Laute lassen uns sonst nicht schlafen.

Aehnlich, wie sich die Neger in Afrika mit Trommeln verständigen, so wissen sich auch die Indianer gegenseitig zu behelfen, um Nachrichten weiterzugeben. Als wir einmal abends an Land gingen und den Dolmetscher wegen des Uebernachtens zur Verständigung ausschickten, rannten alle Frauen und Mädchen kreischend und schreiend davon. Förmlich erschreckt, erkundigte sich der Dolmetscher nach dem Grund des ungewohnten Aufruhrs und der zwecklosen Aufregung. Da erfuhr er, ein weisser Brucho, worunter ein Mediziner zu verstehen war, sei im Anzug und werde die Frauen mit Kräutermedizin töten. Der Dolmetscher konnte die Eingeborenen nur mit Mühe beruhigen bis sie, und zwar besonders die Frauen, begriffen, dass es sich um eine falsche Meldung gehandelt hatte. Ohne einen geschickten und klugen Dolmetscher, der gut zu verhandeln versteht, könnten sich solche Missverständnisse gefährlich auswirken. Bei den Jivaros, denen man nachsagt, sie seien noch Kannibalen, meldeten wir unseren Besuch beim Häuptling stets als Freundschaftsbezeugung an, weshalb wir ja auch keine Waffen bei uns trugen. Unter diesem Gesichtspunkt konnten wir uns, wie bereits erwähnt, sicherer fühlen als womöglich in der Grossstadt eines zivilisierten Landes, denn diese Menschen achten erfahrungsgemäss die Gastfreundschaft noch, waren sie doch auch bei uns gesichert, denn auch wir offenbarten ihnen gegenüber eine friedliche Gesinnung. Wie hätte es unter den gegebenen Umständen der erwiesenen Gastlichkeit auch anders sein können!

In den Hütten, die an Pfahlbauten erinnerten, schlief ein jeder auf dem Boden. Es zeugt bestimmt von Gastfreundschaft, dass wir auch zum Essen eingeladen waren. Obwohl sich dieses täglich wiederholte, schmeckte es mir immer wieder erneut. Es handelte sich dabei um ein Eintopfgericht, das 70% aus Wurzeln

bestand. Zusammen mit diesen wurde als einzige Eiweissnahrung noch Fisch beigegeben und ebenso Kochbananen. Als abwechselnde Ergänzung gab es jeweils noch die vielen Tropenfrüchte wie Papaya, Mangos, Avocados, Zitrusfrüchte und Bananen. Nebenbei lernte ich noch andere Tropenfrüchte kennen, die mir fremd waren, weil sie bei uns noch nicht

im Handel sind. Langsam gewöhnte ich mich auch an das selbstverfertigte Bier, das gewonnen wurde, indem man gekaute Wurzeln in einem Tontopf zur Gärung brachte. Da mir Früchte immer zusagen, kam ich bei dieser Tropennahrung immer zu dem, was ich benötigte, und fühlte mich denn auch wohl dabei.

(Fortsetzung folgt)

Kritische Wahl zwischen Allopathie oder Homöopathie

Einige Jahrzehnte sind vergangen, seit mich ein Medizinstudent über das Wochenende oft besuchte. Er war selbst krank, interessierte sich aber lebhaft über Naturheilmethoden und war vor allem an der Homöopathie interessiert. Er liess sich daher von mir ernstlich unterrichten, denn es wäre schade gewesen, wenn er sein Verständnis nicht entsprechend geschult und ausgenützt hätte. Sein Vater war ein Landarzt mit einer allgemeinen Praxis. Die Mutter war eine kluge Frau und als langjährige Anhängerin der Naturheilmethode hoffte sie, ihr Sohn würde sich als Arzt einmal dem Naturheilverfahren, vormerklich der Homöopathie zuwenden, damit sich seine ärztliche Tätigkeit möglichst segensvoll entfalten könne. Zwar war er selbst krank, denn er litt an einer Darmtuberkulose. Er erhielt daher von mir alle notwendigen Naturmittel, und seine Mutter klärte ich über die entsprechenden Diätvorschriften auf. Auf diese Weise konnte ihr Sohn ohne Unterbrechung des Studiums seine Gesundheit wieder erlangen und festigen.

Ich freute mich immer über sein Erscheinen und seinen Eifer, denn oft sassen wir zusammen im Gras auf der Steilhalde oberhalb meines Kurhauses. Er notierte sich meine verschiedenen Ratschläge und erzählte mir seinerseits, was er in der Klinik als gut und als verkehrt beurteilen musste. Auf diese Weise wurde ich manches inne, was mir dienlich sein konnte. Vor allem war ich über die erkennbaren Fehler erstaunt, da diese den Kranken unnötige Schwierigkeiten zu bereiten vermochten. Sobald der junge Mann später

als Arzt mehr Einblick in den Klinikbetrieb erhalten konnte, wirkte sich dies auch für mich aufklärend aus, denn ich lernte dadurch die sogenannten iatrogenen Krankheiten kennen und entsprechend beurteilen. Es handelte sich dabei bekanntlich um Krankheiten, die als Folge verkehrter Behandlung ausgelöst werden. Dies diente mir zur Bestätigung, dass die Homöopathie wie auch die übrige Naturheilmethode mit ihrer risikolosen Behandlungsmethode empfehlenswert sei.

Verdienst besiegt den Idealismus

Die Examen bestand der junge Mann gut, auch besuchte er mich als Assistenzarzt noch hie und da. Ich freute mich schon darauf, später mit ihm etwas zusammenarbeiten zu können. Aber es verstrich dann eine lange Zeit, ohne dass ich mehr etwas von ihm zu hören bekam. Aus diesem Grunde setzte ich mich mit der Mutter in Verbindung, um durch sie Näheres zu erfahren. Es stellte sich dann heraus, dass diese über den Verlauf der Dinge gar nicht beglückt war. Obwohl ihr Sohn noch immer vom Wert der Naturheilmethode voll überzeugt war, hatte er doch keine Gelegenheit mehr, sich für sie entsprechend einzusetzen. Dieser Umstand war in Erscheinung getreten, weil er die grosse Praxis seines Onkels übernehmen konnte. Da er dadurch ungefähr 80 Patienten pro Tag zu behandeln hatte, verblieb ihm keine Zeit mehr für Homöopathie oder für anderweitige Naturheilverfahren. Wohl berücksichtigte er ausnahmsweise auf besonderen Wunsch eines Patienten dessen Ansprüche und verschrieb